

Marlen Bidwell-Steiner/Karin S. Wozonig (Hg.)

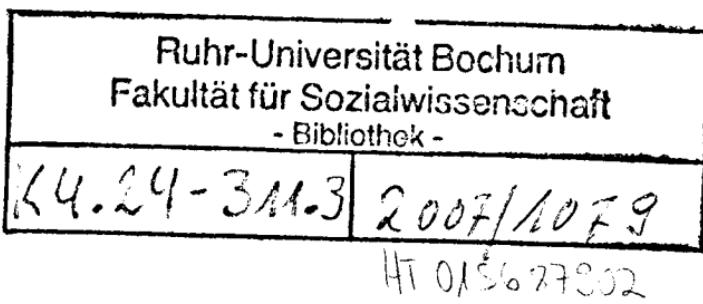
A Canon of Our Own?

Kanonkritik und Kanonbildung in den
Gender Studies

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Die Herausgeberinnen danken folgenden Förderern für die Unterstützung: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien, Stadt Wien (MA 7).



© 2006 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlerstraße 10, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Satz: Rosa Reitsamer
Umschlag: Gabi Damm

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN-10: 3-7065-4340-0
ISBN-13: 978-3-7065-4340-8

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Karin S. Wozonig

- Dimensionen des Kanons 9

Christina Lutter

- Vorwort 15

DISZIPLINIERTER RAUM

Aleida Assmann

- Kanon und Archiv – Genderprobleme in der
Dynamik des kulturellen Gedächtnisses 20

Marlen Bidwell-Steiner

- Kanonkritik zwischen Herrschaftsraum und
geschütztem Raum 35

Ilse Müllner

- Der eine Kanon und die vielen Stimmen.
Ein feministisch-theologischer Entwurf 42

Hans-Uwe Lammel

- Hippokrates, der medizinische Kanon und die Frauen 58

Kerstin Palm

- Kanonisierungsweisen von Kanonkritik –
die Geschlechterforschung zu Naturwissenschaften
als Reflexionsmedium disziplinärer Kritikoptionen 76

Christa Binswanger

- Shakespeares Schwestern, Medusen oder „Ich ohne Geschlecht“?
Zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer
Literaturwissenschaft 90

ZWISCHENRAUM

Susanne Hochreiter

- „Das offene Netz möglicher Bedeutungen“.
Queere Positionen in der Debatte über den deutschsprachigen
Literaturkanon 104

Anna Babka

- ‘In-side-out’ the Canon.
Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen
Theorien & Gendertheorien in der germanistischen
Literaturwissenschaft..... 117

Tatiana Barchunova

- A Library of Our Own?
Feminist Translations From English into Russian 133

Erzsébet Barát

- The importance of a discursal approach to
translation as an organized practice 148

Marina Blagojevic

- Canons and Contexts: Beyond fragmentation 159

Raluca Maria Popa

- Communist Women Speaking Internationally:
A Revision of the ‘East’/‘West’ Divide? 175

Karin Harrasser

- Cyberfeminismus. Träume von Modellierbarkeit 189

VERHANDELTER RAUM

Gabriele Griffin

- Women's and Gender Studies –
The Quintessential Subject in Process 202

Victoria Robinson

- Internal and External Shifts and Constraints
on Women's Studies and Gender Studies:
Implications For the 'Canon' 217

Therese Garstenauer

- The inevitability of a Canon in Women's and Gender Studies,
and what to do about it 228

Anna Temkina, Elena Zdravomyslova

- Gender and Women's Studies in Contemporary Russia 240

Veronika Wöhrer

- "Doing Feminism" and other Theoretical Interventions 254

Diana M.A. Relke

- Loose Canons: A Canadian perspective on feminist
power relations and knowledge production 266

- Die AutorInnen 275

Marlen Bidwell-Steiner

Kanonkritik zwischen Herrschaftsraum und geschütztem Raum

Im Rahmen der politischen Neuordnung unseres Kontinents dominiert ein Schlagwort die populärwissenschaftliche Diskussion: Europa als „Werte-gemeinschaft“. Viel wird darum geredet, gerätselt und gerungen, wie sich die europäische Eigenart im globalen Kräftespiel behaupten könne, wie viel „Fremdes“ diese Gemeinschaft verkrafte, wie sich z. B. die Verschleierung muslimischer Frauen mit (scheinbar) gelebter Geschlechteregalität im Westen vertrage.

Dabei verschleiern derartige Diskussionen ihrerseits weit mehr: Etwa die Vermischung von wirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Werten und deren Bedingtheit als kontingente Konstrukte. Tatsächlich sind materielle, ethische und symbolische Werte im kulturellen Gedächtnis scheinbar un-weigerlich verwoben, was auf Schichtungen innerhalb der Memoria verweist, die vor der Ausdifferenzierung der unterschiedlichen Werte-Systeme liegen. Strukturell wird daran deutlich, dass das kulturelle Gedächtnis ein gewisses Beharrungsvermögen aufweist, sich intentionalem Fortschrittsdenken ein Stück weit verweigert.

Deshalb scheint es mir lohnend, in dieser Wertediskussion einen der Gründungsmythen der Memoria zu aktualisieren: Am Beginn europäischer Erfolgsgeschichten steht die Vergewaltigung einer jungen Prinzessin und Nymphe durch den allmächtigen Gott Zeus. Dieser Mythos konstelliert eine Machtentfaltung zwischen Begehrten und Gewalt, die in der europäischen Geschichte eine Spur der Unterdrückung von Frauen nach sich zieht. Im Prozess der Zivilisation versiegt diese mehr und mehr zum Subtext, die Codierung des Machtbegriffs mit „Ordnung“ bildet dabei wiederum eine hoch erfolgreiche Strategie der Verschleierung, da sie die negative Konnotation „Gewalt“ tilgt. Die Apparaturen der Macht wurden so subtiler und gleichzeitig effizienter. Eines dieser Ordnungs- und Machtinstrumente bildet der Kanon. Als solcher erfährt er in den letzten Jahren viel Kritik. Unabhängig davon, ob wir diese nun teilen oder gar als obsolete Diskussion abwehren, loswerden wir den Kanon dadurch nicht. Mehr noch: Auch jene Strömungen, die Kanones als überkommene Traditionsmuster verweigern, bilden ihrerseits Kanones aus. Das gilt nicht zuletzt für die

Frauen- und Geschlechterforschung. Ich möchte deshalb hier das Panorama feministischer Interventionen im Umgang mit Kanones aufzeigen, um in der Folge eine Synthese scheinbar widersprechender Ansätze vorzuschlagen. Davon erwarte ich keineswegs eine Tilgung des Machtinstruments Kanon, aber eine wirkungsvollere Strategie von Er-Mächtigung und Teilhabe.

Feministische Kanonkritik als affirmative Erweiterung

Für feministische WissenschaftlerInnen ist der westliche Bildungskanon seit jeher zentraler Prüfstein für eine kritische Revision. Dessen Monamente und Artefakte bilden den zweifachen Ausschluss von Frauen ab: Einerseits kommen Frauen als Produzentinnen kaum vor, andererseits bleiben Zeugnisse weiblicher Lebenshorizonte darin marginal oder durch männliche Interpretation überformt.

In den diversen Kanones der Literaturwissenschaften, der Philosophie, der Theologie etc. manifestiert sich die Übermacht patriarchal geprägter Normen besonders deutlich. Die ursprüngliche Wortbedeutung „Richtschnur, Messrute“ des Begriffs haben Frauen im Laufe der Geschichte nur zu deutlich erfahren: Entweder stolperten sie schon zu Lebzeiten über Wertungen und Wertvorstellungen, oder sie wurden von der (männlichen) Nachwelt wieder aus dem Kanon katapultiert.

Feministische Kanonkritik besteht also zunächst im Aufzeigen blinder Flecken und der Reklamation einer weiblichen Memoria. So wurde und wird die „Great-Men-History“ durch eine „Great-Women-History“ ergänzt. Das Problem dieser feministischen Intervention besteht allerdings darin, dass ein „weiblicher Subkanon“ (Begriff nach Pailer 1998: 365) oder ein „Nischen-kanon“ entsteht, der die Malestream-Kultur kaum affiziert und somit hauptsächlich innerhalb der feministischen TrägerInnenschicht eine autokonfirmative und identitätsstiftende Funktion erfüllt. So bleibt der reklamierte Wert des jeweiligen Artefakts fatal an das – weibliche – Geschlecht der Produzentin gebunden, wodurch einerseits patriarchale Vorurteile reproduziert werden, andererseits die diskursimmanente Bedeutung eines Werkes aus dem Blick gerät. Ich möchte das an einem relativ unverdächtigen, weil im Rahmen des Malestream-Kanons durchaus erfolgreichen Beispiel illustrieren: Simone de Beauvoir gilt der westlichen Geschichtsschreibung zweifelsohne als wichtige Figur. Bei näherer Betrachtung ist diese aber an ihren biographischen Part als Frau an der Seite Jean

Paul Sartres gekoppelt. Als Wissenschaftlerin steht sie außerdem für eine der Vordenkerinnen feministischer Wissenschaftskritik und damit in der konstatierten „Nische“. Dass Simone de Beauvoir auch zu geschichtsphilosophischen Fragen Stellung bezogen bzw. ein hoch relevantes Werk zum Thema Alter verfasst hat, bleibt marginal, ganz zu schweigen von der Relevanz von *Le deuxième sexe* für die traditionelle Philosophie.

An derartigen Ausnahmen weiblicher Exzellenz lässt sich auch gut ablesen, wie sich die im Kanon fixierte Gesetzmäßigkeit *ex negativo* bestätigt: Jene Frauen, die ihren Platz darin finden, sind entweder in ihrer Weiblichkeit beschädigt oder sie stellen gewissermaßen eine Hypertrophie von Weiblichkeit dar.

Was ist damit gemeint? Weibliche Autorschaft ist mit der Inszenierung einer hybriden Geschlechtsidentität verbunden, da jede Abweichung von dem Frauen gesellschaftlich zuerkannten Lebensentwurf als Vermännlichung interpretiert wird und daher umcodiert werden muss. (vgl. dazu Bösch 2004)

Die oben angedeutete zweite Lesart einer Autorinnenposition besteht in der Bestätigung essentialistischer Grundannahmen um die pathologischen Prozesse, die mit intellektueller Aktivität bei Frauen „zwangsläufig“ eingerufen: Neurose, Somatisierung und Freitod. Historisch bedeutsam ist, dass sich darin zwei naturphilosophische Diskursstränge kreuzen: Einerseits die ab dem 18. Jahrhundert verstärkt thematisierte und negativ konnotierte weibliche Hysterie, andererseits das „männliche Pendant“ der genialen Melancholie, ein positiv besetzter Topos für Kulturschaffen seit dem 15. Jahrhundert. So wird weibliche Kreativität als Ausnahmefall konzeptualisierbar, bleibt aber fragil.

Das klingt angesichts der mittlerweile in großer Zahl vorhandenen weiblichen Kulturproduktion möglicherweise überzogen. Ich gebe aber zu bedenken, dass im Zentrum der Fragestellung hier kanonisierungsfähige Kulturproduktion steht. Diese ist aber immer erst aus einem gewissen historischen Abstand wahrnehmbar und so bleibt abzuwarten, ob der historische Befund für heutige Autorinnen ähnlich ausfällt. Angesichts relativ rezenter Autorinnen wie etwa Ingeborg Bachmann ist er jedenfalls durchaus haltbar.

Das Verdikt des Pathologischen nahmen Proponentinnen des *Gynocriticism* auf und definierten die Erfahrung schreibender viktorianischer Frauen in *Madwoman in the Attic* als „anxiety of authorship“ (Gilbert and Gubar 1979: 49). Wie Graham Allen ausführt (Allen 2000: 146) rekurrieren sie damit auf Harold Blooms *Anxiety of Influence* (1973), ohne dessen

ödipale Kulturtheorie aufzunehmen. Stattdessen reklamieren sie genuin weibliche Schaffensprozesse, die als Vernetzung und Kollektivleistung gedacht werden. Problematisch an diesem Theorieangebot ist die Annahme weiblicher *otherness*, die in das eingangs beschriebene Nischenprogramm mündet und dort eine wie immer geartete „sameness“, mithin wiederum einen geschützten Raum außerhalb des Herrschaftsraums, imaginiert.

Entscheidend ist in diesem Zusammenhang aber, dass die Kritikerinnen Schreiben nicht im Fokus kanonisierter Traditionen, sondern als eine Kultur der Intertextualität fassen. Mit der Grundannahme eines fortlaufenden Diskurses, der immer wieder Permutationen, neue Montagen und Zitationen aufweist, ist die Kulturthese des genialischen Sohnes, der den Vater symbolisch mordet, um ihn gleichzeitig als Monument zu petrifizieren, nicht aufrecht zu erhalten. Denn die Intertexte bleiben lebendig und erfahren vielfach eine Resignifikation. Das Sinnangebot einzelner Monamente wird dadurch ebenso flüchtig wie beweglich und widersetzt sich dem überzeitlichen und überregionalen Phantasma, dem der Kanon zugrunde liegt und das er gleichzeitig erzeugt.

Feministische Kanonkritik als Dekonstruktion

Die Offenlegung von Kanones als Konstrukte bildet eine weitere, meiner Ansicht nach auch weitreichendere Strategie der Geschlechterforschung. Die feministische Dekonstruktion überwindet damit essentialistische Geschlechterstereotype und zielt auf politische Intervention. Die diversen kritischen Revisionen westlicher Kanones entlarven diese als patriarchale Machtinstrumente, denn: „Der Kanon ist ‚gemacht‘ und hat in mehrfacher Sicht etwas mit Macht zu tun“ (Winko 2002: 9). So schärft ein *Re-Reading* wirkungsmächtiger Texte den Blick für jene misogynen Wiedergänger, die Geschlechterdifferenz zementieren (Tuana 1994).

Offen gelegt wird dadurch die argumentative Kraft einer Kultur der Intertextualität, die ich für die westliche Epistemologie als wesentlich halte: Gewisse Diskursformationen kehren auch dann als vermeintliche überzeitliche Wahrheiten wieder, wenn ihr Begründungshorizont längst überwunden bzw. widerlegt ist. Durch eine durchgängige und lange Traditionslinie sind sie der Beweisführung enthoben und erlangen gleichsam eine metaphysische Qualität. Diese dient nachfolgenden Texten meist da als Legitimation, wo die Argumentation eine Leerstelle oder Aporie aufweist. Kanonisches Wissen bezieht seine Gültigkeit also aus einer Praxis der

Interkulturalität. Umgekehrt bilden Felder, die über stabilere Wertsicherungs-Apparate verfügen, nur schwache Kanones aus. Cornelia Klinger führt dazu beispielsweise die Rechtswissenschaft an. Je (angeblich) exakter ein Diskurs, desto weniger bedarf er eines eigenen Kanons. Den strukturellen Zusammenhang erschließt meiner Meinung treffend Thomas Hobbes, der postulierte, was dem Staat das Gesetz, sei für die Kirche der Kanon (Hobbes 1994: 73). Der Kanon der Kirche ist die Heilige Schrift. Diese beansprucht für sich aber *per definitionem* eine metaphysische Wahrheit. Solange der Kanon der Kirche nicht abgeschlossen war [vgl. dazu Müllner in diesem Band], stand diese Wahrheit zur Disposition und damit zur Diskussion. Als metaphysische Größe war sie ohnehin nur in Annäherung und daher auch nicht über die Kategorien richtig oder falsch erschließbar. Ich denke, dass die Strukturmerkmale dieses ältesten westlichen Kanons durchaus für Kanones an sich gelten: Ihre Wirkmächtigkeit liegt in ihrer positivistischen Verweigerung, gerade dadurch bleibt ihr Sinnangebot prinzipiell verhandelbar. Insofern bildet *Re-Reading* tatsächlich eine wichtige Strategie zur Belebung des jeweiligen Kanons.

Die Aporie des (feministischen) Kanons

Die Frage ist allerdings, ob und wie eine derartige Strategie nachhaltigen Erfolg zeigt. Damit ist für mich der eigentlich kritische Kern jeder Kanondebatte angesprochen: Es ist nicht sinnvoll, kanonische Texte aufgrund ihres fragwürdigen Inhalts abzulehnen. Das mag zwar „richtig“ sein, tut aber dem kanonischen (metaphysischen) Wert meist wenig Abbruch. Eine wirksamere Kanonkritik kommt daher meiner Meinung nach nicht ohne eine Revision der den jeweiligen Kanon strukturierenden Werte aus. Wodurch gelangt also ein Text in den Kanon der Literaturwissenschaft, der Philosophie, der Naturwissenschaften? Damit ist die Frage aufgeworfen, nach welchen Kriterien die jüngeren Schichtungen des kulturellen Gedächtnisses strukturiert sind. Was unterscheidet etwa literaturwissenschaftliche von naturwissenschaftlichen Monumenten? In der Literaturwissenschaft betrifft dies den in der Postmoderne vernachlässigten Zusammenhang von Ästhetik und Ethik. Selbst wenn der Begriff des „Schönen“ oder gar des „Erhabenen“ in der Literaturgeschichte zu Recht als durch und durch patriarchales Konzept entlarvt wird, entkommt kein Schreiben der Entscheidung über die formale Verfasstheit einer Aussage. Erst wenn eine bewusste Gestaltung dieser Spannung von Inhalt und (schriftlicher) Form

vorliegt, wird ein Sprechakt Gegenstand literaturwissenschaftlicher Be trachtung. Langfristig halten sich solche Texte in der „literaturwissenschaftlichen Memoria“, die diese Spannung in ihrer historischen Entwicklung ernst und als Herausforderung annehmen. Cervantes gestaltet seinen *Don Quijote* etwa als komplexes Spiel zwischen Tradition und Innovation, indem er den Bruch mit dem zeitgenössischen Ritterroman zum ironischen Programm erhebt. Dieses Programm trifft nachvollziehbare Aussagen zum Zusammenhang von Ästhetik und Ethik, der nachfolgenden SchriftstellerInnen einen *Status ante* versperrt. Mit Blick auf die Literaturwissenschaft ist neben der Kanonkritik also auch ein Alternativangebot vonnöten, denn eine bloße Verweigerung reproduziert wiederum Wertvorstellungen.

Längst haben auch FeministInnen und GenderforscherInnen ihren eigenen Kanon geschaffen: Simone de Beauvoir, Judith Butler, Toni Morrison ... sind unübergehbar Ikonen der Frauen- und Geschlechterforschung. Daran lässt sich ablesen, dass Traditionsbildung jenseits der Gesetze der Memoria nahezu unmöglich ist:

Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden (Halbwachs 1985: 121).

Kanonbildung passiert also selbst da, wo dieser kritisiert wird, und zwar als so genannter „Gegenkanon“ (vgl. dazu Heydebrand 1998: 616). Damit unterliegt er den gleichen Prozessen wie jeder andere Kanon. Deshalb ist auch der Kanon der Frauen- und Geschlechterforschung vor Ein- und Ausschlusskriterien nicht gefeit. Er hat allerdings den Vorzug, als Strukturmerkmal bzw. Wertkriterium seine eigene Gemachtheit zu reflektieren. So bleibt er offen und kann eine Vielzahl von Stimmen aufnehmen, wodurch die lebendigere Semantik des Begriffs anklingt.

Ich sehe also diese nunmehr ungefähr ein halbes Jahrhundert währende Tradition der Frauen- und Geschlechterforschung als Stärke und Chance, um eine geschlechtergerechtere Verteilung in Systemen von Macht zu erreichen. Dafür ist es allerdings notwendig, die systemimmanenten Paradigmen nicht einfach abzuweisen. Kanon ist eine Realität, weil Macht eine Realität ist. Ich halte es für sinnvoll, sich der Macht als Gewalt zu verweigern. Aber als Antwort ist eine andere Aneignung von Macht notwendig. Deshalb ist eine Auseinandersetzung mit dem Kanon unerlässlich. In diesem Sinne können die hier nachgezeichneten drei feministischen Strategien verknüpft werden, um innerhalb des jeweiligen Systems Angebote zu

machen: Die Reklamation der Einbeziehung marginalisierter Gruppen – ob qua Geschlecht, Ethnie oder Klasse – ist ein erster möglicher Schritt, den jeweiligen Kanon zu weiten. Als zweiter Schritt muss dessen Konstruiertheit sichtbar gemacht werden. Wenn strukturelle Kriterien des Kanons der Gender Studies in den Kanones der Disziplinen einen „Umbau“ bewirken, ist mehr als ein dritter Schritt vollzogen.

Dazu ist die profunde Kenntnis des Kanons der jeweiligen Disziplin ebenso notwendig wie jene des kanonisierten Wissens der Frauen- und Geschlechterforschung. Unerlässlich ist auch die Aufgabe des Nischendaseins. Erst die Auseinandersetzung zwischen geschütztem Raum und Herrschaftsraum schafft Freiräume. Derartige Freiräume sollten die „Wertegemeinschaft“ Europa charakterisieren.

Literatur

- Allen, Graham (2000): *Intertextuality*. New York: Routledge
- Bösch, Judith (2004): *Schwert und Feder*. Hybride Geschlechtsidentitäten im Frankreich des 17. Jahrhunderts: Autorin, Regentin, Amazone. Wien: Turia + Kant
- Gilbert, Sandra M. und Gubar, Susan (1979): *Mudwoman in the Attic*. New Haven/London: Yale University Press
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verl.
- Hobbes, Thomas (1994): *Vom Menschen. Vom Bürger*. Elemente der Philosophie II/III. Hamburg: Meiner Verl.
- Pailer, Gaby (1998): Gattungskanon, Gegenkanon und ‚weiblicher‘ Subkanon. Zum bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts. In: Renate Heydebrand: *Kanon Macht Kultur*. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart/Weimar: Metzler Verl., S. 365–383
- Tuana, Nancy (1994): *Re-Reading the Canon*: Feminist Interpretations of Plato. Pennsylvania: Penn State Press
- Winko, Simone (2002): Literatur-Kanon als invisible-hand-Phänomen. In: Heinz Ludwig Arnold und Hermann Korte (Hg.): *Literarische Kanonbildung*. München: Edition Text und Kritik, S. 9–24